

Auch ein Krankenhaus ist Gemeinde

Gespräch über die Zukunft von Gemeinde und Pfarramt angesichts der Finanzkrise der Kirche

Uta Pohl-Patalong lebt in Hamburg. Die habilitierte Theologin ist Pastorin der Nordelbischen Kirche und Privatdozentin. Derzeit hat die 41-Jährige eine Lehrstuhlvertretung für Praktische Theologie an der Universität Kiel inne.

zeitzeichen:

Frau Pohl-Patalong, ist es heute leichter oder schwerer ein Pfarramt auszuüben als vor fünfzig Jahren?

UTA POHL-PATALONG:

Manches dürfte leichter, anderes schwerer sein. Jede Zeit hat eben ihre besonderen Chancen und besonderen Schwierigkeiten. Als wichtigste Herausforderung der heutigen Situation sehe ich die Relevanzkrise der Kirche. Das heißt, die Kirchen haben für die Einzelnen wie für die Gesellschaft nicht die Bedeutung, die ihrem eigenen theologisch begründeten Anspruch entspricht. Dies hängt mit vielem zusammen, vor allem mit gesellschaftlichen Entwicklungen. Diese stellen die Frage, ob die jetzigen kirchlichen Arbeitsformen bestmöglich auf diese Situation reagieren. Und das prägt und belastet die Arbeit von Pfarrerinnen und Pfarrern in nicht geringem Maße.

Das meiste Geld, das die Kirche benötigt und aufwendet, fließt in die Personalkosten. Braucht denn die evangelische Kirche, für die alle Getauften Priester sind, überhaupt hauptamtliche Pfarrerinnen und Pfarrer, die lange studieren und auf Lebenszeit ordiniert und angestellt werden?

UTA POHL-PATALONG:

Diese Frage wurde in der Geschichte der evangelischen Kirche immer wieder gestellt. Und sie liegt ja auch

nahe. Denn der Protestantismus betont das Priestertum aller Getauften. Mir leuchtet jedoch ein, wie Martin Luther die Notwendigkeit eines geordneten Amtes für die Verkündigung des Evangeliums begründet hat. Es geht darum, dass die Mitglieder der Kirche wissen: Bestimmte Menschen sind für die Verkündigung zuständig, auf sie kann man sich verlassen. Sie verlieren das Ganze der Kirche nicht aus dem Blick. Sie fühlen sich durch ihre Ordination und die Anstellung bei einer Landeskirche und durch die Gemeinschaft mit anderen Pfarrerinnen und Pfarrern der Gesamtkirche besonders verbunden, und nicht nur einer Ortsgemeinde. Dass diese Menschen an der Universität studieren, bevor sie ein Pfarramt übernehmen, ist ebenfalls sinnvoll. Das Christentum ist eine Religion, die von der Beziehung zwischen alten Traditionen und den heutigen Menschen lebt. Alte Texte wollen ausgelegt und auf das Leben der heutigen Menschen bezogen werden. Das ist gerade in der Relevanzkrise der Kirche wichtig.

Inwiefern?

UTA POHL-PATALONG:

Das akademische Studium fördert die gründliche Beschäftigung mit und das Nachdenken über die christlichen Traditionen, die Bibel, die Dogmen, das, was Christen zu früheren Zeiten gedacht und wie sie gehandelt haben. Das Theologiestudium ermöglicht, dass Traditionen nicht einfach wiederholt, sondern dass sie kritisch durchdacht werden. So werden Pfarrerinnen und Pfarrer befähigt, die christliche Tradition für die Gegenwart immer wieder neu auszulegen und für das Leben der Menschen von heute fruchtbar zu machen. Es geht darum, dass Pfarrerinnen und Pfarrer



Foto: privat

Uta Pohl-Patalong

die Religiosität von Menschen und die religiösen Dimensionen in der Gesellschaft wahrnehmen, reflektieren und mit den christlichen Traditionen so in Beziehung setzen, dass sie für die Menschen von heute lebensdienlich werden.

Was Sie gerade skizziert haben, kann helfen, die Relevanzkrise des christlichen Glaubens, der Kirche und der Pfarrerinnen und Pfarrer zu überwinden. Daneben steckt die Kirche aber in einer Finanzkrise. Dabei stellt sich die Frage: Welche Arbeitsbereiche können und müssen wachsen und welche können und müssen wegfallen. Das betrifft auch Pfarrstellen. Wenn aber hauptamtliche Pfarrerinnen und Pfarrer für die Kirche so wichtig sind, wie Sie gesagt haben, dann muss doch an ihren Stellen weniger gespart werden als an anderen, oder?

UTA POHL-PATALONG:

Nein. Es wäre eine deutliche Verarmung für die Kirche, wenn sie sich

beim Erhalt von Stellen ganz auf das Pfarramt konzentrieren würde. Sicher ist es in den derzeitigen kirchlichen Strukturen schwieriger, in einer Gemeinde ohne Pfarrer auszukommen, als wenn sie auf die Gemeindepädagogin oder den Kirchenmusiker verzichten muss. Doch ich bin überzeugt: Die Kirche braucht Hauptamtliche mit unterschiedlichen Ausbildungen. Gerade die Finanzkrise sollte die Kirche veranlassen, klare Berufsprofile zu entwickeln und zu klären, welcher Beruf für welche Arbeitsbereiche zuständig ist.

Eine Möglichkeit, Personalkosten zu reduzieren, wäre, hauptamtliche Pfarrerinnen und Pfarrer durch Prädikantinnen und Prädikanten zu ersetzen, Laien, die einen weltlichen Beruf ausüben und nebenbei in Kursen für die Leitung von Gottesdiensten befähigt werden.

UTA POHL-PATALONG:

Laien dürfen nicht dafür benutzt werden, Lücken zu stopfen, wenn es keine Hauptamtlichen gibt. Das ist nicht fair, und es verspricht auch keinen Erfolg. Ich würde eher umgekehrt argumentieren: Möglicherweise ist die Finanzkrise eine Chance, das Verhältnis zwischen dem Priestertum aller Getauften und dem Pfarramt neu zu durchdenken.

Und wie?

UTA POHL-PATALONG:

In einer Kirchengemeinde, wie sie mir für die Zukunft vorschwebt, gibt es zwei Bereiche. Der eine ähnelt dem eines Vereins. Dort findet das statt, was bisher schon in den Ortsgemeinden unter den Stichwörtern „Gemeinschaft“ und „Geselligkeit“ üblich war.

Dazu gehören der Seniorenkreis, die Krabbelgruppe, der Gemeindebasar, die Gemeindereise, aber auch die Nachbarschaftshilfe und vieles mehr, Trauergruppen oder Menschen, die das Thema „Trennung“ beschäftigt – alle Themen, die Menschen bewegen und für die die Kirche ein Raum sein

kann, mit ihnen in Gemeinschaft umzugehen. Diese Bereiche werden von den Beteiligten selbst, also ehrenamtlich, gestaltet und geleitet. Und das bedeutet für Pfarrerinnen und Pfarrer: Sie sind nicht mehr die Allroundmanager, die für alles zuständig sind. Sie und die anderen Hauptamtlichen haben vielmehr die Aufgabe herauszufinden, welche Begabungen und Stärken Laien haben und in welchen Bereichen sie sich engagieren können. Die Hauptamtlichen sollen die Ehrenamtlichen betreuen und begleiten.

Aber das ist nicht nur die Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern.

UTA POHL-PATALONG:

Nein. Für die Motivation und Begleitung von Ehrenamtlichen werden ja gerade Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen ausgebildet und zum Teil auch Diakoninnen und Diakone.

Und was bleibt den Pfarrerinnen und Pfarrern?

UTA POHL-PATALONG:

Ihnen bleiben zum einen die klassischen Aufgaben des Pfarramtes wie der Sonntagsgottesdienst und die Gottesdienste bei Taufe und Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung, außerdem die Seelsorge und der Unterricht. Diese Bereiche wird es nach wie vor in jeder Gemeinde geben. Daneben sollten Pfarrerinnen und Pfarrer weitere Aufgaben haben, die von Gemeinde zu Gemeinde verschieden sein können: Bereiche wie Diakonie und Bildung, Kinder- und Jugendarbeit, Spiritualität, Ökumene oder interreligiöser Dialog.

Das heißt, Gemeinden setzen in bestimmten Bereichen Schwerpunkte und suchen sich Pfarrer, die diese Schwerpunkte kompetent ausfüllen können, und umgekehrt.

UTA POHL-PATALONG:

So ist es.

Bisher gibt es neben den Gemeindepfarrern Sonderpfarrer, die bestimmte Aufgaben übernehmen, zum Beispiel die Krankenhaus- und die Gefängnisseelsorge. Wollen Sie den Unterschied zwischen ihnen aufheben?

UTA POHL-PATALONG:

Ja. In meinem Modell versuche ich diesen Gegensatz aufzulösen. Dann gibt es nicht mehr auf der einen Seite Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer, die generalistisch arbeiten, und auf der anderen Seite Sonderpfarrerinnen und -pfarrer, die sich nur auf einen Bereich spezialisiert haben. Die Zukunft gehört meiner Meinung nach vielmehr dem differenzierten Gemeindepfarramt.

Nehmen wir mal den Krankenhauspfarrer, also den Pfarrer, der sich um die Patienten und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer Klinik kümmert. Diese Aufgabe würde in Zukunft also ein besonders begabter und ausgebildeter Pfarrer der Gemeinde ausüben, in deren Bereich das Krankenhaus liegt.

UTA POHL-PATALONG:

Jein. Dieser Pfarrer wäre kein Gemeindepfarrer, der neben anderen Aufgaben auch noch Krankenhauspfarrer ist. Ich verstehe das Krankenhaus vielmehr als eigene, vollwertige Gemeinde.

Hängt es also nur an den Begriffen „Gemeinde-“ und „Sonderpfarramt“?

UTA POHL-PATALONG:

Nein, es geht um einen Vorschlag, wie sich die Kirche in Zukunft insgesamt organisieren könnte – und dies betrifft dann eben auch das Pfarramt. Ich nenne dies das „Modell der kirchlichen Orte“, um den bislang grundlegenden Unterschied zwischen Ortsgemeinde und anderen kirchlichen Einrichtungen aufzuheben. Ein kirchlicher Ort ist ebenso eine Kirche mit Gemeindehaus wie ein Bildungshaus oder ein kirchlich genutzter Raum im Krankenhaus. An dem Beispiel „Bildungshaus“ kann das bedeuten:

Bisher hält eine Pfarrerin, die dort arbeitet, Seminare und Vorträge zu bestimmten Themen oder organisiert sie. Wird das Bildungshaus aber auch als Gemeinde begriffen, wie es mir vorschwebt, also als eigener kirchlicher Ort, werden dort auch regelmäßig Gottesdienste gehalten, an denen nicht nur diejenigen teilnehmen, die gerade Vorträge und Seminare besuchen, sondern alle, die sich zu dieser Gemeinde rechnen, weil sie dort das finden, was sie in der Kirche suchen. Neben dem inhaltlichen Schwerpunktbereich „Bildung“ gibt es dann an diesem kirchlichen Ort, in dieser Gemeinde auch einen vereinsähnlichen Bereich, in dem Menschen miteinander in Gemeinschaft in den Fragen weiterkommen, die sie beschäftigen. Und sie werden von Hauptamtlichen, je nach Kompetenz von einer Pfarrerin oder einem Gemeindepädagogen, betreut und begleitet. Und das Bildungshaus entwickelt möglicherweise mit der Obdachlosenarbeit oder mit Kinder- und Jugendarbeit noch weitere Schwerpunkte. Wenn eine Pfarrerin so für mehrere Schwerpunkte zuständig ist, hat sie ein größeres Arbeitsgebiet als die bisherigen Sonderpfarrer und -pfarrerinnen und vielleicht einen weiteren Horizont, ohne dass sie zur Generalistin wird, die irgendwie für alles zuständig sind, sondern sie erfüllt bestimmte Aufgaben, erkennbar und konzentriert.

Der heutige Gemeindepfarrer soll ein fesselnder Redner sein, ein charismatischer Jugendführer und Pädagoge, ein einfühlsamer Seelsorger, ein effizienter Manager, versierter Alleinunterhalter, Reiseleiter und vieles mehr. Weil das ein einzelner Mensch nicht leisten kann, entstand in den Sechzigerjahren die Idee des Teampfarramtes. Das heißt, der Pfarrer, der pädagogisch begabt und gut ausgebildet war, übernahm in der Gemeinde den Unterricht, ein anderer spezialisierte sich auf die Seelsorge, ein Dritter auf das Predigen und die Leitung von Gottesdiensten. Sollte man die Idee des Teampfarramtes wiederbeleben?

UTA POHL-PATALONG:

Ich halte das Teampfarramt für sinnvoll, weil es der Kollegialität und gegenseitigen Ergänzung dient. Ich plädiere für ein differenzierteres Pfarramt, damit die Pfarrerinnen und Pfarrer ihre Stärken, Begabungen, Charismen entwickeln und fruchtbar machen können. So dient die Kirche auch ihren Mitgliedern. Das wird allerdings angesichts der finanziellen Entwicklungen nicht immer innerhalb einer Gemeinde realistisch sein. Da die Gemeinden aber mit der Profilbildung viel stärker aufeinander verweisen, kann sich dies auch innerhalb einer Region entwickeln. Dies bedeutet auch, bewusst an einer Kultur der Kollegialität zu arbeiten.

Neueste Untersuchungen zeigen, dass es unter den Kirchenmitgliedern viele Milieus gibt, Lebensstile, die unterschiedlich, ja zum Teil gegensätzlich sind. Das hängt mit dem Lebensalter, der unterschiedlichen Ausbildung und Bildung und anderen Faktoren zusammen. Soll sich die Differenzierung des Pfarramts, die Ihnen vorschwebt, daran ausrichten? Soll jedes Milieu eine eigene Pfarrerin, einen eigenen Pfarrer bekommen?

UTA POHL-PATALONG:

Dass die unterschiedlichen Milieus oder Lebensstile von der Kirche zielgenau angesprochen werden, sollte nicht nur in den Händen von Pfarrerinnen und Pfarrern liegen. Natürlich ist es immer auch personenabhängig, welche Menschen und Gruppen von wem angesprochen werden. Und dies könnte auch stärker wahrgenommen und genutzt werden als dies bisher geschieht. Gleichzeitig sehe ich es aber auch als Aufgabe von Hauptamtlichen, unterschiedliche Milieus miteinander in Kontakt zu bringen. Und noch wichtiger für die Milieufrage finde ich: Von der Gemeinschaft, die in den Ortsgemeinden praktiziert wird, in den Kreisen und Gruppen, die sich regelmäßig und über lange Zeit treffen, werden ja viele Kirchenmitglieder, bestimmte

Milieus, eben nicht angesprochen. Daher sollten Hauptamtliche darauf achten, welche Formen von Kirche, von Gemeinde, von Gemeinschaft wen ansprechen.

Sollten sich diese verschiedenen Milieus unter dem Dach einer Gemeinde versammeln? Oder sollten sie eigene Gemeinden bilden?

UTA POHL-PATALONG:

Nach meinem Modell hat ja jede Gemeinde ein eigenes Profil mit bestimmten Schwerpunkten neben dem „vereinsähnlichen“ Bereich. Schon aus finanziellen Gründen ist es aber unrealistisch, dass jede Gemeinde das gesamte Spektrum kirchlicher Arbeit abdeckt und alle Aufgaben der Kirche unter ihrem Dach anbietet. Statt dass alle Gemeinden sich in gleicher Weise auf vermeintliche Kernaufgaben reduzieren und so bestimmte kirchliche Aufgaben kaum noch oder gar nicht mehr wahrgenommen werden, schlage ich eine stärkere Arbeitsteiligkeit vor. Dann übernimmt eine Gemeinde für eine Region die Kinder- und Jugendarbeit, eine andere hat den Schwerpunkt Kirchenmusik, wieder eine andere engagiert sich in der Bildungs- oder in der Obdachlosenarbeit. Dies sollte aber aufeinander abgestimmt und bewusst auf eine größere Region bezogen sein. Dieser Ansatz denkt von der Kirche her und weniger von dem Bereich der Einzelgemeinde. Gefragt wird, welche Aufgaben die Kirche eigentlich hat und wie diese am sinnvollsten zu erfüllen sind. Daneben gibt es aber in jeder Gemeinde eben den „vereinsähnlichen“ Bereich, wo Menschen, denen die Nähe zum Wohnort wichtig ist, sich selbsttätig – unter hauptamtlicher Begleitung – versammeln. Damit bleibt die „Kirche der kurzen Wege“, besonders für die weniger mobilen Menschen in unserer Gesellschaft erhalten, ohne dass sie sich darauf beschränkt.

Manche, die sich über die Pfarrer der Zukunft Gedanken machen, fordern,

diese sollen sich stärker auf ihre spirituelle Kompetenz besinnen und beschränken, sie sollen Geistliche werden. Was sagen Sie zu dieser Forderung vor dem Hintergrund Ihrer Vorstellungen von Gemeinde und Pfarramt?

UTA POHL-PATALONG:

Die Charakterisierung von Pfarrerinnen und Pfarrern als Geistliche darf nicht bedeuten, dass sie nur für Gottesdienste, Taufen, Konfirmationen, Trauungen und Beerdigungen zuständig sind. Ich wünsche mir Pfarrerinnen und Pfarrer, die als Geistliche auch in der Obdachlosen- oder Kinder- und Jugendarbeit wirken. Das heißt, sie sind ihrer jeweiligen Begabung und Ausbildung entsprechend in verschiedenen Arbeitsbereichen tätig, dabei aber deutlich getragen von einer eigenen Spiritualität und diese erkennbar lebend.

Bei der Ausbildung evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer spielte das Predigen eine hervorragende Rolle. Die Spiritualität wurde dagegen eher in das Belieben des Einzelnen gestellt. Muss sich das ändern?

UTA POHL-PATALONG:

Die eigene spirituelle Entwicklung kann die Ausbildung nicht abnehmen. Aber sie kann gefördert werden. Das geschieht ja bereits wesentlich stärker als es vor einigen Jahrzehnten der Fall war. Bei der Entwicklung und Förderung von Spiritualität muss aber die Förderung im Vordergrund stehen, nicht die Forderung. Dazu gehört beispielsweise auch, dass ein Umgang mit der Arbeitszeit gefördert und eingeübt wird, der Raum für ein spirituelles Leben lässt. Vor allem aber gehört dazu, dass die Fähigkeit gefördert wird, auf der Basis der eigenen Spiritualität auch andere Spiritualitäten zu begleiten und zu fördern – dies halte ich für eine ganz wesentliche pastorale Kompetenz.

Im Protestantismus werden Geistliche und Laien in ihrer Funktion unterschieden, nicht aber ihrem Wesen nach. An-

erseits betrachten die Kirchenmitglieder Pfarrerinnen und Pfarrer eben doch oft als Priester. Ihr Geburtstagsbesuch gilt mehr, als der eines Kirchengemeinderates, so als ob das Stück Geburtstagsstorte geheiligt wird, wenn es der Pfarrer verzehrt und lobt. Wie sollen evangelische Kirche und Theologie damit umgehen? Sollen sie sich den Erwartungen anpassen, oder soll zumindest die Theologie solche Erwartungen kritisch hinterfragen?

UTA POHL-PATALONG:

Die genannten Erwartungen von Kirchenmitgliedern, die auch Nichtmitglieder teilen, weisen auf ein Problem hin, das Protestanten theologisch nicht gelöst haben: das Verhältnis zwischen dem Priestertum aller Getauften und dem Pfarramt. Der Nimbus, den Pfarrer und Pfarrerinnen teilweise haben, wird dadurch gefördert, dass sie in den Gemeinden bisher als die rundum Zuständigen erlebt werden. Wenn die Funktionen und Zuständigkeiten in der Gemeinde dagegen klarer bestimmt werden, werden Pfarrer und Pfarrerinnen stärker von ihren inhaltlichen Kompetenzen her wahrgenommen. Und dadurch geraten auch die anderen Hauptamtlichen und die Ehrenamtlichen mit ihren Kompetenzen stärker ins Blickfeld der Kirchenmitglieder. Ich betrachte das Pfarramt funktional, von bestimmten Kompetenzen und bestimmten Aufgaben her als einen wichtigen Teil der kirchlichen Struktur und Organisation. Dadurch gewinnen beide Seiten, Pfarrerinnen und Pfarrer und Ehrenamtliche, an Bedeutung, etwas, was nicht nur angesichts leerer werdender Kassen allen Kirchenmitgliedern zugute kommen wird.

Das Gespräch führten Kathrin Jütte und Jürgen Wandel am 22. Mai 2006 in Hamburg.